

Heidelbergs Stadtbild im Wandel der Jahrhunderte [1]

Prof. Dr. Peter Anselm Riedl, Universität Heidelberg

Ein längeres Zitat soll am Anfang dieser Betrachtungen stehen:

Es fehlt unserer Zeit [...], so sehr sie die Natur sucht, eben der Sinn für Natur, denn nicht allein diese regelmäßigen Gärten, die dem jetzigen Geschmache zuwider sind, bekehrt man zum Romantischen, sondern auch wahrhaft romantische Wildnisse werden verfolgt, und zur Regel und Verfassung der neuen Gartenkunst erzogen. So war ehemals nur die große, wundervolle Heidelberger Ruine eine so grüne, frische, poetische und wilde Einsamkeit, die so schön mit den verfallenen Thürmen, den großen Höfen, und der herrlichen Natur umher in Harmonie stand, daß sie auf das Gemüth eben so wie ein vollendetes Gedicht aus dem Mittelalter wirkte; [...] aber vor einiger Zeit fand ich auch hier eine Art von Park wieder, der zwar dem Wandelnden manchen schönen Platz und manche schöne Aussicht gönnt, der auf bequemen Pfaden zu Stellen führt, die man vormals nur mit Gefahr erklettern konnte, der selbst erlaubt, Erfrischungen an anmuthigen Räumen ruhig und sicher zu genießen; doch wiegen alle diese Vortheile nicht die großartige und einzige Schönheit auf, die hier aus der besten Absicht ist zerstört worden.

Diese Sätze sind in Ludwig Tiecks „Phantasia“ von 1812 zu lesen. Was sie beklagen, ist eine durch zweifachen Paradigmenwechsel bewirkte Ortsverwandlung. Die vergangene Zeit barocken Regeldenkens ist dem Geschmack der Gegenwart fremd geworden. Aber auch die Zeit romantischer Naturentdeckung, die zugleich die Zeit der Wiederentdeckung der weit zurückliegenden Epoche des Mittelalters war, scheint vorbei. Denn ein Ordnungsdenken neuer Art hat von der Stätte Besitz ergriffen, die eben noch ein Muster romantischer Versöhnung von Natur und Menschenwerk war. Aus der fesselnden Wildnis der Schloßanlage ist ein Landschaftsgarten englischer Art geworden, und die Menschen, die „Erfrischungen in anmuthigen Räumen ruhig und sicher genießen“, lassen uns an biedermeierliche Schloßbesucher denken und nicht etwa an die begeisterungserfüllten Dichter und Maler der romantischen Aufbruchsgeneration. Wenn Tieck davon spricht, daß man nicht nur die barocken Gärten zum Romantischen bekehre, sondern auch „wahrhaft romantische Wildnisse“ verfolge, unterscheidet er eine genuine Spielart der Romantik

von einer offenbar weniger authentischen. Diesem Befund eignet geradezu prognostische Kraft, denn ein eher harmloses Romantikverständnis sollte für Heidelberg ebenso zum Schicksal werden wie eine Vereinnahmung durch unbekümmert genießende Touristen.

Was uns Tieck für unsere Stadtbild-Fragestellung mitgibt, ist zunächst die Einsicht, daß die Erscheinung eines Ortes einem ständigen Wandel unterworfen ist. In Gang gehalten wird dieser Wandel vom Willen des Menschen, den daraus resultierenden Zwängen und der Eigenmacht der Natur. Das von Hölderlin um 1798 als „der Vaterlandsstädte ländlichschönste“ besungene Heidelberg ist nicht das biedermeierliche Heidelberg und schon gar nicht das Heidelberg unserer Tage. Die Brücke, die uns als *alte* vertraut ist, war zu Hölderlins Zeiten ein Neubau, und dieser Neubau war zu einer Zeit entstanden, als der Glanz der Residenzstadt Heidelberg längst verblaßt war. Das sind simple Wahrheiten, aber wer vermag sie schon umfassend mitzudenken, wenn er sich dem Eindruck des heutigen Stadtbildes hingibt? Nicht zuletzt die Romantik hat gelehrt, Mannigfaltigkeit als Einheit wahrzunehmen, auch wenn sie auf innere Brüche verweist.

Man muß sich darüber im klaren sein, daß der Ruhm des Heidelberger Stadtbildes auf eigentümlichen Voraussetzungen gründet: dem hochrangigen Gebäudekomplex des Schlosses, der nur als Ruine überdauert hat, und einem Stadtorganismus, der arm an bedeutenden Monumenten ist, aber dank seiner Gestalt und seiner Übereinkunft mit der Landschaft den Charakter des Außerordentlichen besitzt. *Organisch* mutet das Stadtgefüge an, weil es sichtlich aus den natürlichen Gegebenheiten des Terrains heraus entwickelt ist und durch die besondere bauliche Struktur auf ein langes Wachstum unter wechselnden Bedingungen schließen läßt. Noch klarer spiegelt freilich das Schloß den Prozeß allmählichen Entstehens wider, dazu die Macht der Zeit, die das vom Menschen Geprägte in einen quasi naturhaften Zustand zurückführt. Kunst wird in Heidelberg, um es pointiert zu sagen, mehr als ein Bedingtes denn als ein Überwindendes sinnfällig.

Will man den Wandel des Heidelberger Stadtbildes verstehen, ist es sinnvoll, sich einige geographische und urbanistische Grundtatsachen in Erinnerung zu rufen. Die Heidelberger Altstadt liegt auf dem Schwemmsandkeil, den der aus dem Odenwald zur Oberrheinischen Tiefebene durchbrechende Neckar an seiner Südflanke entstehen ließ. Im Süden erhebt sich der Königstuhl mit den zum Flußtal und nach Nordwesten hin vorstoßenden Nasen Molkenkur, Jettenbühl und Gaisberg. Im Norden steigt unmittelbar hinter dem Flußufer die Gruppe von Michelsberg und Heiligenberg auf. Der nördliche Uferstreifen ist, der geographischen Situation gemäß, nur spärlich bebaut. Dagegen ist das fast plane, sanft zum Fluß hin geneigte Terrain zwischen Neckar und Königstuhlhang intensiv genutzt. Im natürlichen Schutz von Berg und Fluß erstreckt sich ein fast 1900 Meter langes und durchschnittlich 450 Meter breites urbanes Gebil-

de, das sich, der Geländeformation entsprechend, nach Osten hin dreieckförmig zusammenzieht.

Wichtige Straßenzüge folgen der geographisch vorgezeichneten Richtung: die sich im Stadtgrundriß als eine Art Rückgrat darstellende Hauptstraße, nördlich davon die das Ufer begleitenden Straßen Neckarstaden und Am Hackteufel (B 37), südlich, am Fuß des Berghanges, die Friedrich-Ebert-Anlage und ihre östlichen indirekten Fortsetzungen. Ein System von Querstraßen (die im übrigen mit zwei Ausnahmen *Gassen* heißen) sorgt für die Verbindung dieser annähernd in West-Ost-Richtung verlaufenden Verkehrsadern. Ein Blick auf den Stadtgrundriß genügt, um zwischen dem östlich der Linie Grabengasse-Marstallstraße gelegenen Teil der Altstadt und dem westlich anschließenden Bezirk einen prinzipiellen morphologischen Unterschied auszumachen: Der Ostteil ist stärker differenziert, die Zahl der Straßen und Gassen ist vergleichsweise groß, die Blöcke hingegen sind auffallend klein; der westliche, sich bis zur Linie Sophienstraße-Bismarckplatz erstreckende Teil ist gröber strukturiert und ärmer an Verkehrswegen. Allerdings gibt sich der westliche Bezirk, was Straßensystem, Bebauungshöhe und andere Eigenschaften angeht, als Fortsetzung des östlichen zu erkennen. Scharf ist die Zäsur im Bereich von Sophienstraße und Bismarckplatz: Hier stoßen die West-Ost-Straßen auf einen den Neckar überbrückenden Nord-Süd-Straßenzug, der die beiderseits des Flusses westlich vom Odenwaldhang gelegenen Stadtteile verbindet.

Für den östlichen Altstadtbereich, den der Grundriß deutlich als den älteren ausweist, erscheint die Benennung *Ur-Altstadt* sinnvoller als die übliche Bezeichnung Kern-Altstadt; denn es handelt sich nicht um einen urbanistischen Keim, dem sich frei jüngere Teile ankristallisieren konnten, vielmehr um ein nur nach einer Seite, nämlich nach Westen, erweiterungsfähiges Gebilde, das in Form der *alten Vorstadt* seit dem vierzehnten Jahrhundert auch tatsächlich so erweitert wurde. Ur-Altstadt und alte Vorstadt formieren gemeinsam die Heidelberger Altstadt.

Auf Grund der besonderen topographischen Gegebenheiten ist diese Altstadt ohne Mühe von schräg oben zu überschauen, und zwar von beiden Hangseiten her. Diese Tatsache war für die Heidelberg-Rezeption von jeher ebenso bestimmend wie der Umstand, daß die Altstadt in der Ruine des Schlosses ihren markanten Kulminationspunkt hat. Letzteres wirkt sich in doppeltem Sinne aus: Zum einen erscheint das Schloß, vom Fluß oder vom Heiligenberg her gesehen, als machtvolle Bekrönung des Stadtgefüges; zum anderen ist das Schloß seinerseits exponierter Ort für die Nahbetrachtung der Altstadt. Darüber hinaus wird am Schloß der für die Altstadt insgesamt bezeichnende Zusammenklang von Architektur und Landschaft beispielhaft erlebbar. Daß die Bebauung an der Südflanke der Altstadt namentlich in der Zone Klingenteich/Schloßberg hangwärts ausgreift, mindert die Dominanz der Schloßruine und des Hangbewuchses nur wenig.

Die heutige Gestalt der Heidelberger Altstadt ist in hohem Maße durch die ursprüngliche determiniert. *Ursprüngliche*, das meint die von den mittelalterlichen Anfängen bis ins späte 17. Jahrhundert allmählich gereifte Gestalt. Bis zu den Zerstörungen im Orléansschen Krieg hatte sich die Residenzstadt Heidelberg relativ ungestört entfalten können. Das Stadtbild, wie es uns Darstellungen aus dem 17. Jahrhundert – wie Matthäus Merians bekannter Kupferstich von 1620 – übermitteln, unterscheidet sich vom gegenwärtigen schon in einem Punkte sehr auffallend: Die meisten Häuser sind in Fachwerk konstruiert und wenden ihre Giebelseite den Straßen oder Plätzen zu. Andererseits beherrschen etliche Bauten, die, wenn auch modifiziert, noch heute existieren, die Szenerie: die Heiligegeistkirche, die Peterskirche und der Hexenturm (alle drei mit spitzen Helmen ausgestattet), das Zeughaus am Neckarufer, der Vorgängerbau der Alten Brücke mit dem stadtseitigen doppeltürmigen Brückentor, das Haus „Zum Ritter“ mit seiner Prunkfront. Vorhanden sind der Marktplatz, der Fischmarkt und der Heumarkt, dagegen steht dort, wo sich heute der Karlsplatz weitet, das gotische Franziskanerkloster; in der westlichen Vorstadt findet es im Komplex des Dominikanerklosters sein Pendant. Mehrere große Werksteingebäude mit giebelbestückten Renaissancefassaden setzen Akzente, für die es, wenn überhaupt, heute nur ganz andersartige Entsprechungen gibt: das Kanzleigebäude unter dem Schloß, der mächtige kurfürstliche Marstall südlich des Zeughauses, das Collegium Casimirianum am Graben (dem später die Alte Universität folgen sollte) und das Gasthaus „Zum Schwert“ unweit davon in der Hauptstraße. Wichtig für das Bild der einstigen Stadt ist nicht zuletzt der Mauergürtel mit den Befestigungs- und Tortürmen, von denen der Mitteltorturm am Westeingang der Ur-Altstadt und das Speyerer Tor in der Mitte der Westmauer der Vorstadt prominente Positionen in der Hauptstraßenachse einnehmen. Die Vorstadt ist sehr viel lockerer als die Ur-Altstadt bebaut und, vor allem nach Westen hin, mit Grün durchsetzt. Der Flußlauf wirkt weit weniger domestiziert, als er es seit der Neckarkanalisation in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts ist; die nördliche Zeughauswand steht noch direkt am Fluß, im Bereich der Ur-Altstadt beleben drei Mühlen die Uferzone, im Westen häufen sich Schiffsanlegestellen, Floßanleplätze und Holzlager.

Über das genaue Aussehen der Stadt vor ihrer Verwüstung im Erbfolgekrieg wissen wir leider sehr viel weniger, als wir gerne wüßten. Es sind hauptsächlich *Bilder*, und noch dazu relativ wenige Bilder, die uns eine Vorstellung vom frühen Heidelberg vermitteln. Einen Zustand der Stadt vor der Entstehung der so stark ortsprägenden Renaissancearchitektur dokumentiert vor allem der Holzschnitt in Sebastian Münsters „Cosmographie oder Beschreibung aller Länder“ von 1550. Er zeigt das Schloß als einen Gebäudeverband, dem noch die großen Repräsentationsakzente fehlen, zeigt weiter die grabenseitige Mauer der Urstadt als geschlossene Wand und die Vorstadt nach Westen hin als schütter bebautes Gelände.

Eigentlich künden nur der Dicke Turm des Schlosses und das Zeughaus mit seiner imposanten Masse vom Beginn einer Bauaktivität, die in der zweiten Hälfte des 16. und den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts das Bild Heidelbergs spürbar umstimmen sollte.

Aus den Jahren um 1590 datiert eine schöne, zweifarbig lavierte Federzeichnung von Jan Brueghel dem Älteren (dem „Blumenbrueghel“), die den Blick vom nördlichen Neckarufer auf den Fluß, die Brücke und die vom Schloß übermächtig dominierte Altstadt; das Schloß ist um die Bekrönung des Glockenturmes und den an seinem Giebelpaar erkennbaren Ottheinrichsbau bereichert; ganz rechts im Bild sind die vordere Nekkarmühle und hinter ihr die Heiliggeistkirche auszumachen.

Auf Zeichnungen wie diese dürften jene lavierten Bisterzeichnungen aus dem beginnenden 17. Jahrhundert zurückgehen, die unter dem Namen „Kurfälzisches Skizzenbuch“ berühmt geworden sind. Diese überwiegend in der Stuttgarter Staatsgalerie bewahrten Blätter werden übrigens zusammen mit einigen verwandten Stücken in einer Ausstellung zu sehen sein, die das Kunsthistorische Institut im Spätherbst dieses Jahres im Wechselausstellungsraum des unlängst eröffneten Universitätsmuseums zeigen und in einem umfangreichen Katalog dokumentieren wird.

Die im Mittelalter ausgebildete und im 16. und 17. Jahrhundert fortgeschriebene Struktur ist für das, was nach der Zerstörung im Erbfolgekrieg entstand, in mehr als einer Hinsicht verpflichtend geblieben. Anders gesagt: Unter den gegebenen geographischen Bedingungen war es unmöglich, den Stadtgrundriß im Sinne der barocken Vorliebe für Regelmäßigkeit und Repräsentation umzuformen. Erreichen ließen sich Detailkorrekturen, nicht aber die Umstimmung des Ganzen. Pläne des Kurfürsten Johann Wilhelm, im Bergheimer Areal westlich der Vorstadt ein riesiges Schloß zu errichten, das mit dem wiederaufgebauten alten Schloß durch eine Rampe verbunden werden sollte, zerschlugen sich. Ungleich besser als in Heidelberg ließ sich barocke Architekturgesinnung letztlich in Mannheim ausleben, das 1720 die Nachfolge der alten Residenzstadt antrat und als Gesamtanlage ein Musterbeispiel absolutistischen Plandenkens wurde.

Aus „Heidelberga deleta“, der im Orléansschen Krieg verwüsteten Stadt, wurde ein Heidelberg, das trotz des vorwiegend barocken Gepräges die ältere Vergangenheit nicht verleugnen kann. Das mittelalterliche Straßensystem wurde im wesentlichen beibehalten, in vielen Fällen nutzte man die ursprüngliche Parzellierung und, soweit es anging, sogar massive Reste alter Bauten (alles Fachwerk war ein Raub der Flammen geworden). Auf einige wirkungsvolle neue Akzente verzichtete das Barockzeitalter nicht: Mit dem Universitätsplatz und dem Jesuitenviertel setzte man urbanistische Gegengewichte zum Markt mit der im Grundbestand erhaltenen und jetzt mit barockem Dach und Helm ausgerüsteten Heiliggeistkirche. Außer der Heiliggeistkirche hatten nur wenige Bauten dank ihrer Solidität den Krieg überdauert: so die gotische Peterskirche und die

nach dem Dreißigjährigen Krieg errichtete Providenzkirche, der Hexenturm als Rest der mittelalterlichen Befestigung, das fälschlich als „Marstall“ populär gewordene Zeughaus, das Haus „Zum Ritter“, der Hof der Wormser Bischöfe in der Hauptstraße westlich des Universitätsplatzes; alle haben sich später mehr oder minder einschneidende Veränderungen gefallen lassen müssen. Die nach dem Brand erneuerten Stadtklöster sind heute allesamt verloren.

Herausragende Leistungen der Wiederaufbau-epoche sind die Jesuitenkirche mit dem angeschlossenen Kolleg und eine Reihe öffentlicher und privater Bauten, wie die Alte Universität, das Rathaus, das Rischerhaus, die Hofapotheke, das heute die Akademie der Wissenschaften beherbergende Adelspalais, alle in der Ur-Altstadt; das Palais Morass, das Haus „Zum Riesen“ und das St. Anna-Spital mit seiner Kirche in der Vorstadt. Auch in der Zeit nach dem Wegzug des Hofes entstanden einige beachtliche Bauten: die Fassade der Jesuiten- und der Annakirche, das Seminarium Carolinum (heute „Carolinum“), die Alte Brücke und das Karlstor ganz im Osten der Stadt.

Architekturen dieser Art waren und sind allerdings die Ausnahmen in einem Stadtbild, das seine Eigenart ansonsten Bauten einer anderen Gattung verdankt, nämlich den in großer Zahl erhaltenen barocken Bürgerhäusern. Was diesen an formalem Aufwand abgeht, ersetzen sie durch den Ausdruck freundlicher Zurückhaltung. Ihre – vermutlich durch eine städtische Bauordnung geregelte – Gestaltung ist zumeist einfach: Traufenständigkeit, glatte Wände mit flachen Putzblenden, Tür- und Fenstergewände mit Ohrenprofilen, gelegentlich Eckrustizierung, Mansarddächer, schlichte Inneneinteilung bilden die Regel. Als Einzelexemplaren kommt ihnen nur geringe kunsthistorische Bedeutung zu. Aber im Verband konstituieren sie dank des ständigen Wechsels in den Dimensionen und Proportionen überaus reizvolle Ensembles. Die Unregelmäßigkeiten des mittelalterlichen Stadtgrundrisses schlagen gleichsam durch und zügeln die barocke Tendenz zur harmonisierenden Vereinheitlichung. Als geschlossene oder fast geschlossene Sequenzen dieser Art stellen sich heute noch zahlreiche Straßen, Gassen und Plätze der Ur-Altstadt dar: Hauptstraße zwischen Universitätsplatz und Haus Buhl, Marktplatz, Kornmarkt, Karlsplatz, Untere Straße vom Heumarkt bis zum Fischmarkt, Ingramstraße und Karlstraße, dazu die meisten der in Nord-Südrichtung verlaufenden Gassen – insgesamt macht das den ganz überwiegenden Teil des ältesten Stadtbereichs aus. Auf dem vom Kunsthistorischen Institut im Rahmen einer ersten Kartierungskampagne 1971 angelegten Plan sind diese Gebäudefolgen orange- und rotorangefarben markiert (die Bauten internationalen Ranges sind schwarz, die nationalen Ranges blau gekennzeichnet).

Das wiederaufgebaute und dabei durchgreifend barockisierte Heidelberg führt uns eine Federzeichnung von Peter Friedrich von Walpergen aus dem Jahre 1763 vor Augen. Der Blickpunkt entspricht dem der ge-

zeigten Ansichten aus Münsters „Cosmographie“ und von Merian – wir würden von einer Philosophenweg-Perspektive reden –, die Vedute ist aber panoramatisch verzerrt und daher besonders effektiv. Schon stehen die Fassade der Jesuitenkirche, das Seminarium Carolinum und die Schaufront der Annakirche, aber noch existiert die überdachte Neckarbrücke, Vorgängerbau der heutigen Alten Brücke, und noch fehlt im Osten das Karlstor. Die Stadtbefestigung hat offenkundig ausgedient, die Vorstadt ist dichter bebaut als vorher, aber immer noch mit viel Grün durchsetzt. Anders als in früheren Zeiten, in denen die Kuppen der Berge rund um Heidelberg aus militärischen und Holznutzungsgründen kahlgeschlagen waren, überzieht jetzt dichter Laubwald die Höhen – wichtige Voraussetzung für jene Verschwisterung von Landschaft und Stadt, die alsbald die Romantiker in ihren Bann schlagen sollte („Aus lichtdurchblitzter Waldeseinsamkeit / Hoch über Fluß und Stadt“ läßt Joseph von Eichendorff die Trümmer des Schlosses heruntergrüßen).

Um auf die Ur-Altstadt zurückzukommen: Ihr bemerkenswerter Gestaltreichtum hängt, wie angedeutet, mit der Grundrißbildung zusammen, die trotz innerer Logik nichts Schematisches kennt. Die leichten Knicke und variierenden Breiten der Straßen und Gassen, die Unregelmäßigkeit der Plätze, die Ausdehnungs- und Umrißwechsel der Blöcke sorgen für eine Mannigfaltigkeit, die jede Erkundung zur Überraschung werden läßt. Die urbanistischen Fixpunkte sind wirkungsvoll: Der Universitätsplatz als Zeugnis barocker Freiraumgestaltung bezieht den monumentalen Körper der Jesuitenkirche in den Blickbezirk ein; der Marktplatz mit der Heiliggeistkirche dokumentiert eine mehr mittelalterliche Zuordnung von bürgerlicher Architektur zu sakralem Großbau; der Heumarkt und der Kornmarkt sind, den alten Funktionen gemäß, eher intime Platzbereiche; der Blick durch die Heugasse auf die Fassade der Jesuitenkirche evoziert römisch-barocke Erinnerungen. Stattlich gibt sich die Hauptstraße bis hin zum Bereich von Kornmarkt und Karlsplatz. Die anderen Straßen sind im Anspruch herabgestimmt, wiewohl sich an etlichen Stellen repräsentative Gebäude finden – so das Haus Traitteur an der Ecke Fischmarkt/Haspelgasse oder die Nebelschen Häuser in der Heiliggeiststraße.

Besondere Bedeutung kommt den Straßen und Gassen als *Durchblicken* zu. So öffnen sich etwa von der Hauptstraße aus prospektmäßig der Marktplatz, von der Steingasse aus der kleine Platz mit dem Brückentor. Noch suggestiver aber sind die Durchblicke durch Krämergasse und Apothekergasse von Süden her und von Haspelgasse und Steingasse von Norden her auf die Längsseiten der Heiliggeistkirche. Diese Vielfalt der sich beim Durchschreiten ergebenden Aspekte macht eine der wesentlichen Qualitäten der Ur-Altstadt aus. Dazu kommt, daß fast immer ein Naturausschnitt mitgesehen wird: ein Stück der Hänge von Königstuhl oder Heiligenberg oder, über den Dächern, die Kämme dieser Berge. Und ein weiteres Moment ist von Belang: die Struktur der Dächer. Die Heidelberger Dachlandschaft in ihrer Vielfältigkeit ist, den beschriebenen to-

pographischen Bedingungen gemäß, eine Grundkonstante der Heidelberg-Rezeption. Die Unregelmäßigkeiten des Stadtgrundrisses manifestieren sich in der Dachzone besonders nachdrücklich. In der Tat meint man, blickt man vom Schloß oder vom Philosophenweg aus auf die Ur-Altstadt, eher ein mittelalterliches Gefüge unter sich zu haben als ein – wenn auch durch einen mittelalterlichen Grundriß mitgeprägtes – barokkes Stadtgebilde. Der Reiz der Mannigfaltigkeit wird allerdings dadurch relativiert, daß durch Verbauung der Blockkerne und willkürliche Aufstockungen im 19. und 20. Jahrhundert die ursprüngliche Struktur im Sinne einer regellosen Massierung verfälscht worden ist. Maßvolle Auskernung, wie sie im Zuge jüngster Sanierungsmaßnahmen an einigen Stellen bereits durchgeführt worden ist, verheißt hier Besserung.

Auf die Vorstadt trifft nur bedingt zu, was für die Ur-Altstadt gilt. Am deutlichsten zeigt sich der Zusammenhang der beiden Teile in der Übergangszone zwischen altem Graben und der Linie Theaterstraße-Schiffgasse, namentlich in der Hauptstraße, welche beide Stadtregionen bruchlos verbindet. In dem hier als *Übergangszone* verstandenen Bereich finden sich einige der hervorragendsten historischen Bauwerke Heidelbergs: das Zeughaus, der „Wormser Hof“ und mehrere gute barocke Häuser. Jenseits dieses Distrikts wird in der Hauptstraße nach Westen hin die barocke Bebauung zunehmend spärlicher. Zwischen Schiffgasse und Bauamtsgasse steht das architektonisch glanzvolle Palais Morass (heute Kurpfälzisches Museum), an der Ecke Karl-Ludwigstraße die Providenzkirche. Ansonsten dominieren Bauten des Klassizismus, des Biedermeier und des Historismus. Gewahrt werden von den meisten dieser Häuser die Aufrißprinzipien und Höhenmaßstäbe, wie sie für die Ur-Altstadt gültig sind. Im Bereich Hauptstraße/Akademiestraße vereinigen sich einige Bauten zum wichtigsten Architekturensemble der Vorstadt: das barocke Haus „Zum Riesen“, gegenüber der spätklassizistische, dreiflügelige Friedrichsbau, hinter diesem das frühere Anatomiegebäude; die Ostseite der Akademiestraße bis hin zur Plöck wird von qualitativ vollen historistischen Institutsgebäuden gesäumt.

Obwohl einige Bauten des späten 19. und vor allem des 20. Jahrhunderts aus Stil und Rhythmus der Hauptstraße ausbrechen, eignet dieser insgesamt doch eine Einheitlichkeit, die entscheidend den spezifischen Charakter des Heidelberger Altstadtbildes mitträgt. Die für ein historisches Stadtgebilde ganz ungewöhnliche Länge des Straßenzuges von nahezu 1900 m wird durch den irregulären Verlauf kompensiert; mehrere leichte Richtungsänderungen sorgen für eine Lockerung der Axialität und damit für einen wohltuenden Wechsel der Aspekte. Dabei kommt den Türmen der Providenz- und besonders der Heiliggeistkirche die Rolle wichtiger Blickmarken zu. An keiner Stelle wirkt die Hauptstraße als bloße Perspektivschneise.

Auch jenseits des Hauptstraßenbereiches besitzt die Vorstadt eine Reihe beachtenswerter Monumente. An der Spitze zu nennen ist das

St. Anna-Hospital in der Plöck mit seiner Kirche, deren ganz auf Bildwirkung hin konzipierte Scheinkuppelfassade zu den originellsten Lösungen dieser Art in Deutschland zählt. Ansehnliche Biedermeierbauten stehen in der Friedrich-Ebert-Anlage, interessante historistische Gebäude im gesamten Vorstadtbereich (genannt seien die Stadthalle und das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium am Neckarstaden sowie die Universitätsbibliothek in der Plöck).

Obwohl die Vorstadt architektonisch vergleichsweise inhomogen ist, ist nicht zu verkennen, daß Gestalt und Wachstum dieses Stadtteils eng mit der Geschichte der Ur-Altstadt zusammenhängen. Das 19. Jahrhundert hat diesem Umstand auf seine Weise Rechnung getragen, indem es durch Begradigung und Neubebauung der Westfront – also der Sophienstraßenflucht mit der Hauptstraßenmündung – und des westlichen Stücks des Neckarstadens den geschlossenen Charakter des gesamten alten Stadtbezirkes bekräftigt hat. Für das 19. Jahrhundert und für die ersten beiden Dezennien des 20. Jahrhunderts galt übrigens weiter, was für die Stadt seit ihren Anfängen gegolten hatte: die enge Verbindung mit dem Fluß, der das mit den Jahreszeiten wechselnde Bild eines noch nicht von der Technik in Pflicht genommenen Wasserlaufes bot. Wie sehr die seit 1920 betriebene Schiffbarmachung des Neckars aus der Stadt am Fluß eine Stadt am Kanal gemacht hat, läßt der Blick auf alte gemalte und fotografierte Darstellungen ahnen. So ist etwa der Zusammenklang von Fluß, Berghängen und Stadtsilhouette, wie er sich einst vom Osten her bot, durch die Barriere der Karlstor-Staustufe für immer gestört.

Fragt man, was das 19. Jahrhundert zu Ausbau und Pflege der Heidelberger Altstadt beigetragen hat, so fällt die Antwort nicht leicht. Einerseits lassen schonende Ein- und Anpassungen auf Respekt vor dem historischen Erbe schließen; andererseits indizieren eigenwillige Eingriffe ein Geschichtsverständnis, das mit unserer Auffassung von Denkmal- und Stadtbildpflege wenig zu tun hat. Mit anderen Worten: Romantische Vergangenheitsseligkeit und historistische Selbstgerechtigkeit erweisen sich, wie so oft in der Epoche, als einander eng benachbart. Ein Bau wie das ehemalige Landgericht in der Seminarstraße 3, 1847-49 an der Stelle des abgebrochenen Südflügels des früheren Jesuitenkollegs aufgeführt, lebt mit seinen Mittelalter- und Renaissancereminiszenzen von der Freiheit der Stilkombination und insonderheit von den Möglichkeiten, wie sie Heinrich Hübsch 1825 in seiner Schrift „In welchem Style sollen wir bauen?“ formuliert hat. Für das frühe und mittlere 19. Jahrhundert gilt die angedeutete Zwiesichtigkeit allerdings noch weniger als für die durch eine schier unbeschränkte Verfügungsgewalt über das historische Stilrepertoire geprägte Spätphase des Jahrhunderts.

Dieser Phase sind in Heidelberg achtunggebietende Bauwerke zu danken. Vor allem die Universitätsbibliothek in der Plöck, 1901-05 nach den Plänen des Karlsruher Oberbaudirektors Josef Durm errichtet, macht durch den Aufwand ihres Formenapparats auf sich aufmerksam: Elemen-

te der französischen und der deutschen Renaissance verbinden sich mit fortschrittlichen funktionalen Momenten und einem Dekor, der Anregungen der Stilkunst der Jahrhundertwende aufnimmt. Der späthistoristische Architekt war, wie er ausdrücklich versichert, um eine harmonische Einfügung des großen Gebäudes ins Bild der Heidelberger Altstadt bemüht. Aber die eigenen formalen Ambitionen setzten der Einpassung Grenzen; in der Tat wirkt die Universitätsbibliothek, obwohl längst kunstgeschichtswürdig geworden, in ihrer Komplexität als ein urbanistischer Fremdfaktor, mehr noch als die 1901-03 von den Architekten Henkenhaf und Ebert erbaute Stadthalle am Neckarstaden.

Ein Problem wird erkennbar, das mit dem Wachstum der Stadt und namentlich dem der Universität zu tun hat: Die durch eine steigende Einwohner- und Studentenzahl notwendig gewordenen Unterbringungsleistungen waren dem alten urbanen Organismus nicht ohne weiteres abzufordern. Die Erbauung der Bibliothek war der Auftakt einer innerstädtischen Expansion der Universität, die für das Stadtbild tiefgreifende Folgen haben sollte. Man braucht nur vom Philosophenweg aus die Quartiere zwischen Zeughaus und Plöck/Seminarstraße ins Auge zu fassen, um zu begreifen, in welchem Maße die historische Struktur verändert und beschädigt wurde. Da ist die in den Jahren 1930-34 errichtete Neue Universität: Ihr Schöpfer Karl Gruber, prominenter Architekt und Anwalt eines geschichtlich orientierten Städtebaus, wollte, wie zuvor Durm im Zusammenhang mit dem Bibliotheksauftrag, auf das Stadtbild Rücksicht nehmen. Er wollte sachlich bauen, aber nicht modern, wollte sich von barocker Bauauffassung lösen und gleichwohl dem baulichen Kontext verpflichtet bleiben. Wie immer man die Neue Universität als Architektur beurteilen mag: Wenn man sie an den Dimensionen und der Vielfalt des Formenschatzes der altstädtischen Umgebung mißt, wird man sie als nur bedingt überzeugenden Kompromiß empfinden.

Durms Universitätsbibliothek und Grubers Neue Universität gehen zeitlich um Jahrzehnte der Epoche urbanistisch-denkmalpflegerischer Gewissenschärfung voraus, konnten aber bis in jüngste Zeit als Präzedenzfälle für weitere Eingriffe in das historische Gefüge angeführt werden. Beim Bau des Neuen Kollegiengebäudes im Marstallhof (1963-1972) konnte man sich ebenso auf sie berufen wie bei der Errichtung des Seminargebäudes Grabengasse/Sandgasse (1974-78). Beide Male zog man sehr wohl städtebauliche Überlegungen ins Kalkül, nur stellte sich heraus, daß die Funktionsvorgaben maßstabsprengende Bauvolumina erzwangen. Dem Kollegiengebäude im Marstallhof fiel unglücklicherweise der klassizistische „Weinbrennerbau“ (1806-08) zum Opfer, der seinerseits dem Marstallgebäude nachgefolgt war. Es ist richtig, daß der Marstall des 16. Jahrhunderts – also der „Kasimirbau“ – ein ungewöhnlich großes Gebäude gewesen war; aber die Auflösung seines Daches in eine vierteilige Giebelgruppe hatte die Gesamterscheinung vor jener Schwere bewahrt, die man dem dunklen, flachgedeckten Block des Neuen Kolle-

giengebäudes leider nachsagen muß. Kritischer Punkt des Seminargebäudes Grabengasse/Sandgasse (das ebenfalls alte Bausubstanz verdrängt hat) ist weniger die Massenverteilung als die Ausbildung der Fassaden.

In den siebziger Jahren wurde deutlich, daß eine Ausdehnung der Universität in der Altstadt nicht weiter zu Lasten des historischen Heidelberg gehen konnte; die Devise des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 „Eine Zukunft für die Vergangenheit“ war nicht nur Appell ans öffentliche Bewußtsein, sondern zugleich Ausdruck eines bereits in Vollzug befindlichen allgemeinen Bewußtseinswandels. Die Universität, die sich ohnedies seit dem späten 19. Jahrhundert auch in anderen Stadtbereichen Standorte erschlossen hatte, sah in der Altstadt nunmehr ihre Hauptaufgabe darin, denkmalgerechte Umnutzungs- und Renovierungsmaßnahmen durchzuführen. Früher Beleg einer erfolgreichen Umgestaltung solcher Art ist die Umrüstung der barocken Heuscheuer neben dem Zeughaus zum Hörsaalgebäude in den sechziger Jahren. Als Beispiele aus den siebziger und achtziger Jahren seien genannt: der Ostflügel des ehemaligen Jesuitenkollegs (Anglistisches Seminar), das ehemalige Landgericht (Romanisches Seminar), das ehemalige Seminarium Carolinum (Universitätsverwaltung) und das Palais Boissérée (Germanistisches Seminar).

Die Universität war, was umfängliche Veränderungen der baulichen Altstadtstruktur angeht, seit der letzten Jahrhundertwende wohl die treibende Kraft. Die Stadt agierte bei ihren Bauunternehmungen in der Ur-Altstadt und der Übergangszone zur Vorstadt zunächst zurückhaltender. Die Rathäuserweiterung der Jahre 1912-24 geht von Formen des barocken Kernbaus aus; der langen Südfassade nimmt ein zum Kornmarkt hin orientierter Risalit die Monotonie. In den westlichen Quartieren der Vorstadt – also dort, wo die städtebauliche Situation weniger empfindlich war – ließ man seit dem späten 19. Jahrhundert mehr Großzügigkeit walten. Schon damals zeichnete sich ab, daß das wachsende Heidelberg seine Mitte nicht mehr im Altstadtbereich haben würde, vielmehr dort, wo sich die West-Ost- und Nord-Süd-Verkehrswege kreuzen. Im Bismarckplatz entstand ein neues städtisches Verdichtungszentrum – voll ausgeprägt allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Universität hatte ihr Klinikum bereits seit 1870 nach Bergheim verlagert und mit der Verlegung des Botanischen Gartens 1914/15 und der Erbauung einer neuen Chirurgischen Klinik 1933-39 den für die weitere Entwicklung entscheidenden Schritt ins Neuenheimer Feld getan. Schon 1910-13 war auf der Neuenheimer Seite unterhalb des Philosophenwegs das Physikalische Institut errichtet worden.

War der vor der alten Vorstadt, also im Bereich des heutigen Adenauerplatzes gelegene Bahnhof seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Mitanklaß für eine zeitgemäße Bebauung der Region um Sophienstraße, Bismarckplatz, Bergheimer Straße und Rohrbacher Straße gewesen, so wurde durch die Verlegung des Bahnhofs weit nach Westen in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts Terrain für eine neue Straßenachse (Kurfür-

stenanlage) verfügbar, an der sich Behörden- und Geschäftsbauten kumulieren.

Die Rolle der Altstadt innerhalb der Großstadt Heidelberg verlangte nach einer neuen Bestimmung. Als eine der wenigen vom Zweiten Weltkrieg weitestgehend verschonten deutschen Großensembles einerseits ein bevorzugtes Ziel des nationalen und internationalen Tourismus, andererseits funktional und soziologisch immer mehr mit Problemen belastet, empfahl sich für den historischen Bereich ein Erhaltungskonzept, das der Tradition gerecht wird, ohne den Gegenwartsforderungen auszuweichen. Auf der Basis einer umfassenden sozioökonomischen und architektonischen Untersuchung erarbeitete die Stadtverwaltung in den siebziger Jahren einen Regenerierungsplan, der, zusammen mit dem novellierten staatlichen Denkmalschutzgesetz, den Rahmen für den Umgang mit der historischen Bausubstanz definiert. Was in den letzten Jahren an Sanierung von Einzelgebäuden und Quartieren geleistet worden ist, verdient insgesamt Anerkennung. Auch die Einrichtung einer Fußgängerzone, welche die Hauptstraße in ihrer ganzen Länge und mehrere mit ihr in Verbindung stehende Plätze, Straßen und Gassen umfaßt, hat sich als sinnvoll erwiesen. Auf der anderen Seite ist die Frage, wie der rollende und ruhende Verkehr bewältigt werden sollen, bis heute drängend geblieben. Die Erbauung mehrerer Parkhäuser und Tiefgaragen hat eine gewisse Entlastung gebracht, aber die Struktur der Altstadt setzt jeder Verkehrsplanung Grenzen, die auf bloße Funktionsoptimierung zielt. Ein Tunnel unter dem Königstuhl wäre durchaus in der Lage, den Verkehrsfluß um die Altstadt herumzulenken, und Felsgaragen, wie es sie andernorts bereits gibt, könnten die Parkraumnot nachhaltig lindern. Hier warten Zukunftsaufgaben, die beizeiten angepackt werden sollten.

Wie schwierig es ist, dem Stadtorganismus ein modernes Verkehrsbauwerk einzugliedern, macht das Parkhaus am Kornmarkt bewußt: Bei allem Bemühen um Auflockerung der Baumasse bleibt, schon wegen der zweckbedingten Eigenart der Wanddurchbildung, ein Konflikt mit der Umgebung spürbar. Am Kornmarkt wird auch die andere Seite der Integrationsproblematik sinnfällig: Das Technische Rathaus (Rathaus II), das mit seiner Ostfassade die eine Längsseite des Platzes beherrscht, fügt sich so unauffällig in den baulichen Kontext ein, daß die Daten seiner Entstehung, nämlich 1987-91, überraschen müssen. Vorgänger des Technischen Rathauses war ein aus mehreren Gebäuden zusammengewachsener, quartierfüllender Komplex, der unter dem Namen „Prinz Carl“ lange Zeit als Hotel diente und von den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis um die Jahrhundertwende das erste Haus am Platze war. Seit 1917 in städtischem Besitz, mußte die Gebäudegruppe 1978 wegen statischer Mängel abgerissen werden. Die folgende Planungsphase ist für die Bewußtseinslage der Zeit bezeichnend, wurden doch ganz unterschiedliche Vorstellungen propagiert: Der Radikalforderung nach einer genauen Rekonstruktion stand als anderes Extrem das Verlangen gegenüber, die Ab-

rißfläche unbebaut zu lassen, also den Kornmarkt erheblich zu vergrößern. Ein Wettbewerb brachte schließlich Vorschläge, die von nachempfindender Einpassung bis zu selbstbewußter Antithetik reichten. Was zustande kam, will als ein Kompromiß erscheinen, der das Unscheinbare dem Wagnis – etwa in Form einer postmodernen Paraphrase – vorzieht.

Man mag später darüber urteilen, ob solche Art der reibungsvermeidenden Annäherung (für die sich auch noch andere, städtebaulich weniger exponierte Beispiele nennen ließen) der Fortschreibung Heidelberger Architekturgeschichte dienlich ist. Wahr ist, daß im Bereich des Kornmarkts (an dessen südöstlicher Ecke das mit der Frühgeschichte der Denkmalpflege so eng verbundene Haus des Grafen Charles de Graimberg steht), daß also in diesem Bereich exemplarisch sichtbar wird, was die Auseinandersetzung mit einem gewachsenen urbanen Gefüge bedeuten kann: Der neubarocke Südflügel des Rathauses, das Parkhaus am Kornmarkt und das Technische Rathaus – auf ihre Weise reflektieren sie jeweils das Alte, um sich ihm gegenüber mit unterschiedlichen Argumenten zu behaupten.

Für moderne Denkmalpflege hat das Prinzip der Substanzbewahrung einen hohen Stellenwert, um so mehr, als inzwischen genügend Techniken zu seiner Durchsetzung verfügbar sind. Freilich ist es nicht immer möglich und sinnvoll, auf durchgreifende Erneuerung zu verzichten. Daß dann Einfühlungsvermögen gefragt ist, versteht sich; zu fordern bleibt, daß die Architekturformen unserer Tage eine Chance haben sollten. Auf dem Sektor des Wohnungsbaues verdient in Heidelberg etwa der große Block auf dem früheren Herrenmühlenareal als Versuch einer Eingliederung Erwähnung, die auf Differenzierung der Baumassen und Dächer setzt, nicht aber auf historisierende Einzelformen.

Besondere stadtbildpflegerische Probleme ergeben sich im Zusammenhang mit der Erdgeschoßzone der Altstadtgebäude. Spätere Schaufenstereinbauten und Reklameanlagen haben die optische Balance zwischen Erdgeschoß und Obergeschossen in vielen Fällen oft bis zur Unerträglichkeit gestört, und eine Korrektur dieses Sachverhaltes liegt nicht ohne weiteres im Interesse der Nutzer. Um so erfreulicher ist, daß es mit Hilfe einer städtischen Gestaltungssatzung in den letzten Jahren gelungen ist, die Ladenzone fühlbar zu beruhigen und manche ursprüngliche Erdgeschoßordnung zurückzugewinnen. Ähnlich erfolgreich war das Bestreben, das farbige Erscheinungsbild der Altstadt aufzubessern. Auf der Basis restauratorischer Untersuchungen und historischer Erkundungen konnte ein Zustand erreicht werden, der sehr viel lebendiger und freundlicher ist als der noch bis vor zwei Jahrzehnten gültige. Der charakteristische Rot-Kalkweiß-Zweiklang vieler barocker Gebäude ist gleichsam der Leitakkord für eine Farbigkeit, die den eher zurückhaltenden Gesamtenor Heidelberger Architektur ins Verbindliche umstimmt. Sowenig eine präzise Wiederherstellung der originalen Farbgebung erzwingbar wäre: Der heute herrschende Eindruck nähert sich dem ursprünglichen jeden-

falls auf eine kunsthistorisch verantwortbare Weise an, die zudem im Hinblick auf die ästhetische Wirkung breite Zustimmung findet.

Denkmal- und Stadtbildpflege kann sich in Heidelberg nicht auf die Altstadtregion beschränken. Obschon die Topographie einen klaren Unterschied zwischen der Altstadt im Tal und den – überwiegend aus älteren Siedlungskernen hervorgegangenen – neuen Stadtteilen in der Ebene macht, hat sich im Laufe der letzten hundert Jahre ein Großgefüge herausgebildet, das für Erhaltungs- und Veränderungsmaßnahmen übergreifende Eckdaten setzt und zudem mehrere Zonen mit architekturhistorischem Eigenwert besitzt. Handschuhsheim mit dem alten Ortskern um St. Vituskirche und Tiefburg, Neuenheim mit den Resten der dörflichen Bebauung und den seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert entstandenen Wohnquartieren, Bergheim mit der zur Entstehungszeit progressiven Anlage des Alt-Klinikums, die Weststadt als weitgehend in sich geschlossener Komplex aus dem späten 19. und dem frühen 20. Jahrhundert – sie seien als Beispiele für Bereiche mit jeweils eigener Identität und Schutzwürdigkeit genannt. Glücklicherweise ist, von einer bedauerlichen Ausnahme abgesehen, die Bebauung im städtischen Zentrum um den Bismarckplatz in erträglichen Höhengrenzen geblieben, so daß der Blick in die Ebene und aus der Ebene auf die Altstadt nicht zu sehr auf Barrieren stößt. Allerdings ist wahr, daß man, wenn man sich Heidelberg mit der Bahn oder auf der Straße von Westen nähert, die Türme der Stadt und das Schloß wie ferne Versprechungen wirken, die sich erst nach Durchquerung ausgedehnter und urbanistisch nicht eben kurzweiliger Bebauungszonen der ungestörten Betrachtung erschließen. Ist man erst einmal in der Altstadt, ist man dann immer wieder über das Ausmaß ihrer Intaktheit erstaunt.

Was wäre also das Fazit aus dem Gegenwartsbefund? Das, was Ludwig Tieck am Beispiel des Schlosses als einen Mangel im Sinne eines Verlustes an Naturhaftigkeit und einer Überformung durch neue Strukturen beschrieben hat, hat sich im Verlaufe von fast zweihundert Jahren zweifellos verschärft, und aus den harmlos genießenden Reisenden sind Touristenströme geworden, die eher dem Ruf des „Student Prince“ folgen als den Klängen aus „Des Knaben Wunderhorn“. Als „der Vaterlandsstädte ländlichschönste“ wird man Heidelberg guten Gewissens kaum mehr feiern können, aber man wird sich, die nötige ästhetische Ansprechbarkeit und historische Phantasie unterstellt, noch immer gerne von den Reizen seiner Altstadt gefangennehmen lassen.

Anmerkung

- [1] Dieser Vortrag basiert auf meinem ausführlicheren Beitrag *Heidelbergs Altstadt. Gestalt, profane Bauwerke, denkmalpflegerische Probleme* in: Heidelberg, Geschichte und Gestalt, hrsg. von Elmar Mittler, Heidelberg 1996, S. 106-129; dort findet sich auch eine Bibliographie zum Thema (S. 128).